

in Versailles startet. Die Hauptstadt ist für *Dupuy* dagegen der Kulminationspunkt einer Dynamik, die über die gesamte erste Jahreshälfte 1789 von den Rändern her Frankreich erfaßte.

Zum anderen hat *Dupuy* zusammen mit seinen bretonischen Kollegen seit den achtziger Jahren darauf aufmerksam gemacht, daß die Gleichsetzung von Hauptstadt und Revolution und dementsprechend von Provinz und Konterrevolution der Komplexität des Geschehens nicht gerecht wird. Vielmehr wäre der Umschlag von revolutionärer Begeisterung in antirevolutionäre Frustration und das Engagement für eine andere Ordnung als die bürgerlich-kapitalistische Herrschaft der Städter über das Umland genauer zu betrachten.

Diese Regionalisierung der Französischen Revolution ist neben der Internationalisierung ihrer Forschung und dem *cultural turn* ihrer Interpretation die wohl wichtigste Resultante des Bicentenaire. *Roger Dupuy* hat nun wichtige Quellen zum Ausbruch der Revolution in Rennes und der Haute-Bretagne 1788/89 zusammengefaßt, die in der sich sehr früh herausbildenden bretonischen politischen Presse zu finden sind, und liefert eine knappe Skizze des äußeren Verlaufes sowie die präzise Einordnung des journalistischen Wirkens von Jean-François Chasseboeuf, der sich seit 1783 Volney (als Anspielung auf Voltaire und seinen Sitz in Ferney) nannte. Eine solche Edition bemüht sich, den ungeheuren Vorsprung, den die Pariser Sicht durch die Publikation von Quellen aus der Hauptstadt seit dem 19. Jh. gewonnen hat, auszugleichen, so daß auch für jene, die den Reichtum der Quellen aus den französischen Departementalarchiven und Munizipalbibliotheken

nicht täglich zur Verfügung haben, kein Grund mehr besteht, in Quellenübungen zur Französischen Revolution an ihrer Universität allein Versailles und Paris zu behandeln.

Matthias Middell

Maria Wyke/Michael Bidiss (Hrsg.), The Uses and Abuses of Antiquity, Peter Lang-Verlag, Bern/Berlin/Bruxelles/Frankfurt a. M./New York/Wien 1999, 281 S.

Der Band vereinigt die Beiträge einer thematisch breit und interdisziplinär angelegten Tagung an der Universität Reading zur Rezeption der klassischen Antike in Literatur und Kunst seit dem 18. Jh. Die Autoren, meist Dozenten in Reading, sind sich der Funktionalität der Pflege antiker Traditionen für die nachantiken Gesellschaften bewußt und akzentuieren die Modernität des Phänomens Antikenrezeption für die britische, US-amerikanische, französische und italienische Gesellschaft. Dabei wird insgesamt deutlich, daß der Rückgriff auf die klassische Vergangenheit als moderne Strategie dient, um das Selbstverständnis von Geschlechterrollen, sexuellen Orientierungen, Rassen und Nationen zu definieren oder umzudefinieren und damit In- und Outsider der jeweiligen Gruppe zu bestimmen. Diese Tendenz erscheint nach über 20 Jahren kritischer Rezeptionsforschung, wie sie u.a. durch die *Quaderni di Storia* um den Altphilologen Luciano Canfora in Bari in den siebziger Jahren angestoßen wurde, allerdings wenig überraschend. Vor dem Hintergrund der Rezeptionsforschungen in verschiedenen Geisteswissenschaften erscheint der Titel

„Gebrauch und Mißbrauch“ wegen seiner (nicht weiter dargelegten) normativen Aufladung problematisch. Insgesamt legt der Band trotz z.T. erhellender Einzelbeiträge m.E. die eingekehrte Stagnation der Forschung zur Antikerezeption offen, sofern man von der Forschung mehr erwartet als die Bearbeitung rein thematischer Lücken: Die disziplinären Forschungen haben sich derartig ausdifferenziert, daß sie schwerlich in eine historische Theorie über die Eigengesetzlichkeiten solcher Rezeptionsprozesse einerseits und über deren kultur- und mentalitätsgeschichtliche Effekte andererseits integrierbar erscheinen. Sie bedürfen daher zum einen eines Theorieschubs zur Bestimmung von Standort und ertragversprechenden Forschungsstrategien, zum anderen – um das bereits Erforschte und an disziplinär maßgeblichen Stellen bekannt Gemachte auffindbar zu machen – einer besseren bibliographischen Logistik.

Im ersten Beitrag untersucht *C. D. Williams*, wie die klassizistisch geprägte englische Aufklärung im 18. Jh. das von Tacitus überlieferte Bild der Britannierfürstin Budicca rezipiert und im Kontext des neuen britischen Imperiums transformiert (S. 19-35). Stärker unter feministischer Fragestellung (und damit neu für das Forschungsfeld) reflektiert *A. Dimitrakaki* die feministische Umdeutung klassischer Mythen in der Malerei, auch unter dem Lichte postfeministischer Diskurse der 1990er Jahre (S. 207-226). Ebenso stellt *S. Malvern* dar, wie die Photographin *M. Sulter* in „Zabat“ den Kanon der Neun Musen transformiert, indem sie diese als individuelle, heutige, schwarze Frauen zeigt (S. 227-244). Daran anschließend stellen *A. McMullan* und *L. Taylor* vergleichend ihre Inszenierun-

gen von Sophokles' „Electra“ und Becketts „Footfalls“ unter dem Blickwinkel von Mutter-Tochter-Beziehungen im Universitätstheater vor, wobei – trotz des Reizes von Theaterspielen als Erkenntnisinstrument von eigenem Wert – unklar bleibt, was über einen Inszenierungstheoretischen Vergleich hinaus an Erkenntnis für die Thematik des Bandes herauskommt (S. 245-261).

Die Reihe der dem 19. Jh. gewidmeten Beiträge eröffnet *E. Hall*, indem sie die burleske Rezeption der griechischen Tragödien seit 1845 mit den Bedürfnissen eines wachsenden Mittelschichtpublikums und einer dort wachsenden Kritik an der alten Graecomanie erklärt (S. 37-55). Die vor allem seit Herder verbreitete Topik, wonach die europäische Kultur sich aus den beiden Wurzeln Griechentum und Judentum speise, untersucht *T. Rajak* ideologiekritisch anhand Herders, Heines, Renans und des Engländer *M. Arnold* und zeigt dabei die schließlich den Rassismus vorbereitende Problematik auf (S. 57-77). Den Trend der 1990er Jahre, Körperlichkeit und Körperwahrnehmung historisch zu untersuchen, macht sich *A. S. Leoussi* mit hohem historischem Erklärungswert zu eigen: Sie untersucht, wie englische und französische Kunst im Kontext zeitgenössischer Anthropologie das Körperbild der griechischen Klassik rezipieren, in verschiedener Weise umgedeutet und somit im 19. Jh. durch die Verbindung von athletischer Form und körperlicher Schönheit zur Verwandlung der ideologischen Forderungen des Nationalismus in eine ästhetische Bewegung beigetragen haben (S. 79-105). In einem ähnlichen Kontext verortet *M. Biddiss*, unter Berufung auf Hobsbawms und Rangers „The Inven-

tion of Tradition“, Coubertins Idee der Wiederbelebung der Olympischen Spiele und das Nachwirken der zugrundeliegenden Körpervorstellungen bis zu den Spielen von 1936 (S. 125-143). *A. Potts* untersucht die latente Homophilie in den kunsttheoretischen Schriften Walter Paters (1839–1894) vor dem Hintergrund viktorianischer Mentalität (S. 107-124).

Die Gruppe der Beiträge, die sich mit der Rezeption der römischen Antike beschäftigen, eröffnet *J. DeLaine* mit einer Untersuchung der architektonischen Formensprache großer Bahnhöfe in Großbritannien und den USA im Kontext praktischer wie imagepolitischer Funktionen (S. 145-165). *M. Wyke* untersucht, wie sich im Lichte von Inszenierungen von Shakespeares „Julius Cesar“ in den USA seit den 1930er Jahren das anfangs positive Image Mussolinis schließlich ins Gegenteil verkehrte – wobei der italienische Diktator am Ende gegenüber der „wahren Tragik“ von Caesars Ende als ein lächerlicher Pappmaché-Caesar dastand. In ihrer Periodisierung des Romanità-Bildes stützt sich *Wyke* im wesentlichen auf ältere Forschungen (S. 167-186). *R. Laurence* lokalisiert die Stadtgestaltung des im Faschismus wachsenden Ferienortes Rimini in Mussolinis Caesar-Kult, dessen halberziger Weiterführung und Umdeutung nach dem Zweiten Weltkrieg und der absichtsvollen Nutzung durch die faschistische Tourismuspolitik. Seine Überlegungen kursieren um die im 16. Jh. aufgestellte Caesar-Statue und deren Nutzung und Umnutzung (S. 187-205).

Abschließend stellt *P. Parrinder* in Auseinandersetzung mit Harold Blooms „The Western Canon – The Books and the School of Ages“ (1994)

dar, welche Funktionen literarische Kanons in der Aneignung von und Auseinandersetzung mit Traditionen v.a. seit dem 18. Jh. ausgeübt haben, und schließt mit der dialektischen Feststellung, daß die Antike dank der Moderne überlebe und sich ihr gleichzeitig widersetze (S. 263-278).

Im Zusammenhang des britischen Konzeptes von universitärer „education“ hat eine im wesentlichen mit lokalen Vertretern verschiedener Disziplinen besetzte Tagung ihren unbezweifelten Wert. Die Horizontweiterung für Wissenschaftler und Studierende durch die interdisziplinäre Thematik und den unkonventionellen Zugriff „Theaterinszenierung“ steht außer Frage. Dennoch bleibt forschungsstrategisch unklar, welches Teilforschungsfeld in Zukunft wie vorangebracht werden soll. Der heterogene Befund des Bandes lenkt die Aufmerksamkeit auf die Frage, mit welchen Strategien das Forschungsgebiet effizient und in historische Fragestellungen integrierbar vorangetrieben werden kann.

Mir scheinen sich zwei Richtungen anzubieten: Zum einen könnte es für eine Übergangszeit sinnvoll sein, wieder stärker gattungsbezogene Tagungen zu veranstalten – aber mit internationalem Vergleich. Hierbei sollte ein Ziel sein, die Mechaniken der jeweiligen Medien (Raum, Körper und Zeichen in Architektur und Skulptur, Wörter, Begriffe und Werte in Gebrauchsliteratur und Belletristik sowie Bilder in Malerei und Film) genauer zu untersuchen sowie internationale Unterschiede und Gemeinsamkeiten festzustellen. Dann eröffnet sich auch eine Perspektive, z.B. den Unterschied in der Griechenrezeption in England und Deutschland im 18. Jh. oder in den 1930er Jahren zu benennen und dessen

Effekt auf den Geschichtsverlauf zu bestimmen. Ansätze in dieser Richtung bietet der Beitrag von *Leoussi* über die Körperideale. – Zum anderen könnte man aus den Ländergeschichten epochenbezogene Theorien mittlerer Reichweite als Arbeitshypothesen formulieren, um von dort aus spezifische Fragestellungen für die Untersuchung von Gattungen abzuleiten und evtl. zu einer stärker außengesteuerten Sicht der Rezeptionsmedien zu gelangen. *Halls* Beitrag über die burleske Tragödienrezeption angesichts einer Sozialgeschichte des Theaterpublikums geht in diese Richtung. Bei diesem Zugriff müßte als weiterer Schritt die Integration in entsprechende größere historische Erzählungen folgen.

Die meisten Beiträge sind mit Abbildungen ausgestattet. Ein knapper Sach-, Orts- und Personenindex beschließt das (schlecht gebundene) Buch.

Friedemann Scriba

Hinnerk Bruhns/Wilfried Nippel (Hrsg.), Max Weber und die Stadt im Kulturvergleich, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2000, 201 S.

Der Sammelband vereinigt zehn Aufsätze, die aus einer 1997 in Berlin durchgeführten Tagung hervorgegangen sind. Im Vorwort verweisen die Herausgeber auf den Stellenwert von Webers Text „Die Stadt“ und erläutern als Anliegen der Beiträge: die Stellung von Webers „Stadt“ im Gesamtwerk zu untersuchen, den Forschungsstand zu Webers Zeit zu rekonstruieren und die Relevanz seiner Kategorien und Modelle als Instrumente für kulturvergleichende Forschung heute aufzuzeigen. Die folgenden Texte werden diesem

Anspruch mehr oder weniger gerecht.

Leitfragen, die in verschiedenen Aufsätzen behandelt werden, sind die nach der Stellung von Webers Text in seinem Gesamtwerk und nach den Intentionen, die Weber mit dem Text verfolgt hat; nach zentralen Begriffen und Formulierungen in Webers Text wie der „nichtlegitimierten Herrschaft“, dem „Tag von Antiochien“, dem „Verbandscharakter“ der okzidentalén Stadt und der „schwurgemeinschaftlichen Verbrüderung“ sowie nach dem Nutzen von Webers Text für verschiedene, mit der Stadt befaßte Disziplinen.

Die ersten drei Beiträge (von *Wilfried Nippel*, *Hinnerk Bruhns* und *Stefan Breuer*) wenden sich der Stellung von Webers „Stadt“ in seinem Gesamtwerk zu und versuchen, die Intentionen zu ergründen, die Weber mit dem Text verfolgt hat. Der Aufsatz zur „Stadt“ war laut Bruhns als Ergänzung der „Protestantischen Ethik“ konzipiert und sollte in die Diskussion um die Entstehung des Kapitalismus eingreifen. *Bruhns* und *Breuer* machen deutlich, daß Webers Text zahlreiche Fehlinterpretationen hervorgerufen hat, da Weber neben seinen Hauptargumentationssträngen auch zahlreiche weitere Fragen intensiv beleuchtete: so konnte es geschehen, daß die Stadtsoziologie Weber als Ahnherr für sich in Anspruch nahm, obwohl er niemals die moderne Stadt und die Verbindung von Stadt und Industrialisierung thematisiert hat, sondern es ihm stets um die Entstehungsbedingungen des modernen, marktorientierten Kapitalismus und des Bürgertums ging. Da in Webers Sicht die Stadt nach dem Intermezzo der Städtefreiheit für den sich entwickelnden Kapitalismus an Bedeutung verlor, hat Weber (laut *Bruhns*) auch niemals eine Ausdehnung der